GENDER
OPEN
REPOSITORIUM

Für ein genaues Hinschauen

Degele, Nina

2007

https://doi.org/10.25595/1712

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Degele, Nina: *Für ein genaues Hinschauen*, in: Freiburger GeschlechterStudien, Jg. 13 (2007) Nr: 21, 281-295. DOI: https://doi.org/10.25595/1712.

Diese Publikation wird zur Verfügung gestellt in Kooperation mit dem Verlag Barbara Budrich.

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY 4.0 Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de

Terms of use:

This document is made available under a CC BY 4.0 License (Attribution). For more information see:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.en

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

Nina Degele

Für ein genaues Hinschauen

1 Männer, Männlichkeit und Männlichkeiten

In einem Drogeriemarkt bin ich über einen mit „maskulin" überschriebenen Postkartenkalender gestolpert. Klischees in geballter Ladung springen mir dabei ins Gesicht: Männer mit Auto, Vespa-Roller und Kühlschrank, im Wasser, auf dem Sofa, in der Sonne, beim Steineschleppen, nach der Dusche und – ganz naturverbunden? – an eine Kuh gelehnt. Mir ist es ein wenig peinlich, als ich den Kalender durchblättere und damit zur Kasse gehe. Denken nun alle, ich würde mir diesen Kalender auf den Schreibtisch stellen? Ich frage mich, warum der Kalender mit „maskulin" überschrieben ist und nicht mit „Männer". Gebrochene Typen? Nichts. *Drag Kings*? Fehlanzeige. Auf andere bezogen? Narzissmus pur. Als gäbe es nur diesen einen Typus: jung, weiß, gut proportioniert, aufgehend im eigenen Körper. Der massenmedial vermarktete männliche Körper ist mit einem klassischen schwulen Ideal zunehmend kompatibel geworden: ein muskulöser Körper steht breitbeinig in Blue Jeans, und dieser ist aber vielleicht auch parfümiert, ganzkörperrasiert oder auch schönheitsoperiert. Auf der anderen Seite haben sich Männlichkeitsvorstellungen auch gewandelt. Eine Analyse der Zeitschrift *Men's Health* förderte neben dem *Macho,* der sich vor allem für Sport, Bier, Autos, Herumhängen mit anderen Männern und Aufreißen von Frauen interessiert, einen neuen Männertyp zutage. Dieser berücksichtige auch Familieninteressen und gehe auf Frauen ein (Toerien/ Durrheim 2001). Der *real man* als kollektive Lösung zwischen verschiedenen Männlichkeitsanforderungen? Holt sich der am Eisschrank lehnende Adonis aus dem Postkartenkalender am Schluss gar kein Bier aus dem Kühler heraus, sondern sucht die Zutaten für das Abendessen, mit dem er Partner, Partnerin oder auch Kinder erwarten wird? Wie männlich ist dieser *real man*? Was ist das überhaupt: ‚männlich'?

„Dem Mann angemessen, tapfer, mutig", so einfach sieht es der Duden Etymologie (1989, 438). In der Männerforschung dagegen bedeutet Männlichkeit „ein diskursiv erzeugtes Konstrukt, eine Konfiguration sozialer Praktiken und Bilder, die historischen und kulturellen Wandlungen und Varietäten unterliegt" (Kroll 2002, 252; als Überblick vgl. Meuser 2004; Villa 2006; Walter 2000). Es

geht auch etwas genauer. So beschreibt eine kulturvergleichende Perspektive Männlichkeit überwiegend als Test von Ausdauer, Kühnheit und Selbstdisziplin, körperliche Aspekte stehen dabei gar nicht unbedingt im Vordergrund (Gilmore 1991). Auch die Sozialisationsforschung setzt nicht auf krude Körperlichkeit, sie definiert Mannsein eher als eine „emotionale Bewältigungskategorie" (Böhnisch/Winter 1993, 103). Bewältigungsprinzipien seien etwa Körperferne (Nichtwahrnehmen des eigenen Körpers, Angst vor körperlicher Nähe/Intimität mit anderen Männern, Objektivierung von Frauen), Externalisierung/Außenorientierung (ein Vermeiden eines Sich-Befassens mit der Innenwelt). Bei diesen modifizierten Sichtweisen drängt sich der Verdacht auf, dass die Suche nach originär männlichen Eigenschaften vielleicht in die Irre führen könnte – warum schließlich sollten Frauen nicht auch über solche Eigenschaften verfügen können?

Diesen Zweifel will ich in diesem Beitrag als Anlass nutzen, um für ein genaueres Hinschauen zu plädieren.[1] Ich prüfe, ob sich Männlichkeit überhaupt als tragfähiger Begriff für die Geschlechterforschung eignet. Handelt es sich um ein Konzept, das in der westdeutschen Gegenwartsgesellschaft nichts mehr erklärt, sondern nur noch Stereotype fortschreibt, also reifiziert? Dazu werde ich einige theoretische Zugänge diskutieren, die sich mit einer Präzisierung von Männlichkeit auseinandersetzen und diese mit empirischen Beobachtungen konfrontieren. Diese, vor allem auf Pierre Bourdieu (1976; 2005) und Raewyn (vormals Robert) Connell (1995; 2000) basierenden theoretischen Ansätze begreifen Männlichkeit als habituell statt essenziell (Männlichkeit ist erlernt und nicht gegeben), multipel statt einheitlich-uniform (es gibt verschiedene Formen von Männlichkeiten) und relational statt isoliert (Männlichkeiten sind nur über ihr Verhältnis zu beziehungsweise die Abgrenzung von Weiblichkeit(en) zu spezifizieren). Alle diese Punkte nähren den Verdacht – diesen will ich im Folgenden begründen – dass auch eine Pluralisierung, also die Ausweitung von Männlichkeit auf Männlichkeit*en,* das Problem einer inhaltliche Präzisierung von Männlichkeit nicht löst – eben weil eine inhaltliche Präzisierung zum Scheitern verurteilt ist. Das liegt daran, dass Männlichkeit*en* immer noch als vereinheitlichende und dichotom organisierte Platzhalter für eine Vielzahl von Eigenschaften fungieren, die damit gar nicht mehr konkretisiert werden. Beispiele dafür sind ‚männliche' Technik, ‚männliches' Führungsverhalten, ‚männlicher' Sexualtrieb u.v.m.

2 Habituell statt essenziell

Bei Konstruktionen von Geschlecht hängen Körperliches und Soziales immer zusammen. Diese Einsicht erscheint geradezu banal. Wie solche Wechselwirkungen dagegen aussehen, ist alles andere als simpel. Versuche dazu hat der Soziologe Pierre Bourdieu (1997; 2005) unternommen. Bourdieu geht von einer Entsprechung subjektiv körperlicher und objektiv sozialer Strukturen als einem wechselseitigen Durchdringungsprozess aus: Körperliche Gesten und Haltungen tragen fast immer auch soziale Bedeutungen; jede soziale Klassifikation ist fundamental auf den Körper und seine Struktur rückbezogen. Die Konstruktion

des Körpers, seine Wahrnehmung und Ausdrucksmöglichkeiten sind dabei zu weiten Teilen vor der Sprache verortet, „nämlich dort, wo Soziales und Körperliches noch ungetrennt sind – auf der Ebene des spontanen, praktischen Handelns, das aufgrund seiner Körpergebundenheit immer einen hohen Anteil an Unbewusstheit enthält“ (Brandes 2002, 21).

Wenn sich Männlichkeit vom männlichen Körper ableitet, erscheint ein bestimmter Körper als Definitionsmerkmal, schärfer: als Essenz von Männlichkeit. So einfach ist es freilich nicht. Der Körper ist weder Natur noch Diskurs. Ebenso wenig wie Körper die Bestimmung von Männlichkeits- und Weiblichkeitsmustern determinieren, sind sie auch unbeschriebene Blätter. Vielmehr changieren sie zwischen kultureller Formbarkeit und materieller Renitenz. Körperlichkeit ist unentrinnbar, aber nicht unveränderbar. Um zu zeigen, wie sich Soziales als objektiver Sozial- und Symbolraum in den Körper einschreibt, hat Bourdieu das Konzept des Habitus entwickelt, der tief bis in Körperlichkeit hinein reicht. Der Habitus operiert „als Erzeugungs- und Strukturierungsprinzip von Praxisformen und Repräsentationen, die objektiv ‚geregelt‘ und ‚regelmäßig‘ sein können, ohne im geringsten das Resultat einer gehorsamen Erfüllung von Regeln zu sein“ (Bourdieu 1976, 164). Im Habitus manifestiert sich die Zugehörigkeit zu sozialen Gruppen, ohne dass die dadurch produzierten Strategien ins Bewusstsein gebracht werden (müssen): „Die Somatisierung des Kulturellen ist Konstruktion des Unbewußten“ (Bourdieu 1997, 187). Der Habitus als „verkörperte männliche Praxis“ (Brandes 2002, 76) bzw. als verkörperte und naturalisierte Herrschaft (Bourdieu 2005) ist verinnerlichte Gesellschaft und bringt eine strategisch orientierte Praxis und auch Körperlichkeit hervor. Das kann verschiedenes heißen: ein bestimmtes Hautgefühl, spezifische Formen und Spannungen der Muskeln, ausgesuchte Körperhaltungen und Bewegungen, bestimmte Möglichkeiten beim Sex (Connell 2000, 66-73). Der Habitus indes legt keine begrenzte Zahl von Handlungsmustern fest, sondern lediglich die Art und Weise, wie solche Muster gebildet werden. Er ist ein Generierungsprinzip, weitgehend vorsprachlich durch ein Hineinwachsen in eine geschlechtlich, sozial, ethnisch und kulturell strukturierte Praxis gegeben; der Körper bildet dafür eine zwar begrenzt reflektierbare, aber nicht hintergehbare Grundlage. Der Habitus erklärt damit die Verwobenheit und wechselseitige Bedingtheit von Körper und Gesellschaft, für eine inhaltliche Bestimmung von Männlichkeit ist er aber eine zu abstrakte Kategorie.

Was Bourdieu sozialtheoretisch als Habitus entwirft, beschreibt Connell kleinräumiger als „körperreflexive Praxen“. Er meint damit Prozesse und Situationen, in denen „Körper sowohl Objekte als auch Agenten der Praxis sind, und [wenn] aus der Praxis wiederum die Strukturen entstehen, innerhalb derer die Körper definiert und angepasst werden“ (Connell 2000, 81). Körperreflexive Praxen sind keine Vorgänge im Inneren des Individuums, sondern umfassen „soziale Beziehungen und Symbole, aber manchmal auch soziale Institutionen“ (Connell 2000, 84). Connell führt dazu das Beispiel von heterosexuellem Analsex an, der bei einem Mann zu homosexuellen Phantasien führt (und vielleicht den Weg zu einer homosexuellen Identität ebnet). Körperreflexive Praxen beziehen

Körper in soziale Prozesse mit ein, verwandeln sie aber keineswegs in Symbole. Männlichkeiten entstehen damit im Handeln, „[s]ie werden aktiv erzeugt, indem man sich der in einem bestimmten sozialen Kontext verfügbaren Mittel und Strategien bedient“ (Carrigan/ Connell/ Lee 1996, 22 f). Als Beispiel dafür erwähnt Connell die Autokultur in der Arbeiterklasse, deren Konstruktion gleichzeitig auch eine proletarische Männlichkeit mitkonstruiere. Körperlichkeit ist also keineswegs etwas Natürliches, auch wenn dies nicht bewusst wird. Das wird etwa bei einem transsexuellen Mann manifest, der das richtige Tragen von Anzug und Krawatte mühsam gelernt hat:

> Ich hab mir den Anzug auch sehr aneignen müssen. Also für mich war das ja dann damals als Butch irgendwie, den Anzug anzuziehen. Also ein ganz spezieller Anlass sozusagen. Dann habe ich ja eigentlich nur noch Anzüge getragen. ... Und habe mir gesagt: na ja, ich muss mir das alles anlernen, wie bewege ich mich? Ich hab kein Vorbild gehabt.[2]

Was einen natürlich erscheinenden männlichen Körper ausmacht, ist etwa in der Werbung für Männerparfüm zu besichtigen (Borstnar 2002, 385-396). Sie stellt Männer sehr körperlich, aber nicht voyeuristisch dar: Männer sind dort – das macht die Perspektivität der Kameraeinstellung deutlich – keine Objekte. Die männliche *Gestik* ist ebenso konzentrisch wie auch weiträumig um den Körper herum organisiert und determiniert Körperbewegungen der Frau, der männliche *Blick* geht in die Weite des Umgebungsraums, die männliche (Brust)*Nacktheit* steht für Klarheit, Purismus und Konzentration aufs Wesentliche. Die Darstellung männlichen *Begehrens* konstruiert im Gegensatz zum artifiziellen Seinszustand der Frau einen ‚natürlichen‘ Seinszustand des Mannes.[3] Die männliche *Figur* präsentiert sich häufig ganzkörperlich, individualisiert, in überlegener Perspektive, autonom, raumgreifend. Das spaßvolle oder ernsthafte Ausagieren männlicher naturalisierter Energie instrumentalisiert den Körper, männliche *Schönheit* fällt mit Leistung, Imponierverhalten und Reviermarkierung zusammen. Dieser Habitus erscheint als natürlich, was auch die Assoziation von Freiheit und Abenteuer nahe legt: Der Mann bleibt selbst partiell wild, kolonisiert den Raum und domestiziert die Frau. Der aktive und raumgreifende Körper(ausdruck) erscheint damit als die eigentliche männliche Sprache.

Dieser Eindruck der Konstruktion einer natürlichen Männlichkeit setzt sich in einem Feld fort, das mit dem Begriff Sportivität einen geradezu unhinterfragbaren Leitwert individualisierter flexibler AkteurInnen moderner Gegenwartsgesellschaften gesetzt hat (Kaschuba 1989). Auch wenn Frauen in vielen Sportarten selbstverständlich mitmischen, ist Sport noch immer ein traditionellerweise von Männern dominiertes Terrain. Fußball versus Frauenfußball, auf diesen Punkt lässt sich das Verhältnis von Frauen und Männern im Sport bringen. Kein Wunder, denn kulturell und historisch wurde Männlichkeit immer hauptsächlich über Sport definiert, nämlich durch ununterbrochene Zurschaustellung sich bewegender männlicher Körper. Der Sport symbolisiert körperliche Männlichkeit vor allem als Kombination von Kraft und Können: „Die institutio-

nelle Ordnung beim Sport beinhaltet bestimmte soziale Beziehungen: Wettstreit und Hierarchie unter Männern, Ausschluss oder Unterordnung von Frauen" (Connell 2000, 74). Interessant ist dabei, dass körperliche Fähigkeiten aber auch erst durch diese Strukturen entstehen. Denn „Rennen, Werfen, Springen oder Schlagen sind außerhalb dieser Strukturen überhaupt kein Sport" (Connell 2000, 74). Es sind also gesellschaftliche Strukturen, institutionelle Ordnungen und soziale Arrangements, die aus der Verbindung von Körper, Fertigkeiten und Geschlecht erst Sport machen.

Auch diese Beispiele sperren sich gegen eine exklusive Zuschreibung männlicher und weiblicher Eigenschaften und Handlungen. Gut, Männer werden in der Werbung als natürlicherweise aktiv und raumgreifend dargestellt, Männer dominieren sportliche Aktivitäten und Institutionen, aber auch dies lernen Männer (wie auch zahlreiche Frauen), und es handelt sich nicht um natürliche Eigenschaften. Die Kategorie Männlichkeit subsumiert zu viel, was nicht auf Männer begrenzt ist und zu wenig, was tatsächlich exklusiv sein sollte. ‚Männlich' müsste vor diesem Hintergrund „traditionellerweise und überwiegend, aber nicht nur von Männern gelerntes Handeln, Denken, Wahrnehmen, Verhalten und Fühlen" heißen. Eine solche Konkretisierung ist weder alltagstauglich noch wissenschaftlich brauchbar. Wie sieht es nun mit dem Versuch einer Pluralisierung von Männlichkeit aus?

3 Multipel statt einheitlich-uniform

Eine universelle Männlichkeit gibt es nicht. Das ist ebenso einsichtig wie banal. So muss man *diesen* Konsens in der Geschlechterforschung, den Queer Studies und der Männerforschung auch nicht als Meilenstein feiern: „Über Männlichkeit als ein und dasselbe Wesen quer durch die Unterschiede von Ort und Zeit zu reden, bedeutet einen Abstieg ins Absurde" (Connell 1995). Das betrifft etwa den engen Zusammenhang unterschiedlicher Ausprägungen von Männlichkeit mit sozialen Lebenslagen und Milieus und vor allem Generationenzugehörigkeit (zum Überblick vgl. Wedgwood/ Connell 2004). Solche Zusammenhänge sind plausibel, empirisch aber nur punktuell nachgewiesen. Einstellungsforschungen zufolge zählt zwar ein Fünftel der männlichen westdeutschen Erwachsenen zum ‚neuen Mann', der traditionelle Rollenmuster hinter sich gelassen habe und ein partnerschaftliches Geschlechterverhältnis präferiere. Ein solcher Typ von Forschung adressiert aber nur eine oberflächliche Ebene und verrät wenig über tatsächliche Handlungspraxen. Darauf hat Angelika Wetterer (2003) in ihrer vorzüglichen Streitschrift zu „rhetorischen Modernisierungen" hingewiesen: Über Gleichberechtigung und paritätische Aufgabenverteilung im Beziehungsalltag ließe sich viel reden, die Praxis sehe aber meist ganz anders aus.

Gibt es also verschiedene Männlichkeiten, ist eine solche Pluralisierung in der Männerforschung untrennbar mit Connells Konzept hegemonialer Männlichkeit verbunden. Hegemoniale Männlichkeit als kulturell maßgebliches und autoritatives Muster bezeichnet jene Konfiguration geschlechtsbezogener Praxis, „welche die momentan akzeptierte Antwort auf das Legitimitätsproblem des

Patriarchats verkörpert und die Dominanz der Männer sowie die Unterordnung der Frauen gewährleistet (oder gewährleisten soll)" (Connell 2000, 98). Das hört sich nach einem defensiven Konzept an: Patriarchale Gesellschafts- und Beziehungsmodelle seien in die Krise gekommen und bedürften der Rechtfertigung. Wo dies nicht mit Argumenten funktioniert, bleibt der Faktor Macht im Spiel. Entsprechend bedeutet hegemoniale Männlichkeit, „[i]n der Lage zu sein, anderen Arten von Männlichkeit eine bestimmte Definition aufzuzwingen." (Carrigan/ Connell/ Lee 1996, 62) Gemeint ist also ein Dominanzmodell innerhalb von Machtbeziehungen, in dem sich der mächtigste Männertypus durchsetzt und die bestehende hierarchische Geschlechterordnung stabilisiert. Heute ist das wohl der *global player* mit Risiko- und Einsatzbereitschaft, Angstverdrängung, Heroismus und Wagemut (Meuser 2000, 59). Als paradigmatische Typen hegemonialer Männlichkeiten nennt Connell daneben den Soldaten, Börsianer und Bürokraten – warum aber nicht etwa Sportidole?[4]

Neben der hegemonialen führt Connell unterdrückte und marginalisierte Männlichkeiten auf; Männlichkeiten, die sich nicht nur von Frauen, sondern auch und vor allem von anderen Männern wie etwa Ausländern, Arbeitern, Schwulen usw. abgrenzen. *Unterdrückte* Männlichkeiten etwa betreffen kulturelle Stigmatisierungen (wie etwa Schwulsein), gegen die sich Männlichkeiten in ähnlicher Weise abgrenzen wie gegen Weiblichkeiten. Unter Komplizenschaft versteht Connell „Männlichkeiten, die zwar die patriarchale Dividende bekommen, sich aber nicht den Spannungen und Risiken an der vordersten Frontlinie des Patriarchats aussetzen" (Connell 1995, 100). Von einer patriarchalen Dividende profitieren etwa Arbeiter, die mehr verdienen als ihre weiblichen Kollegen oder aufgeklärte, sensible ‚Frauenversteher' oder Schwule, die von Frauen als ‚neue Männer' gehätschelt werden – aber dennoch auf keine Privilegien verzichten müssen. Unter *marginalisierte* Männlichkeiten schließlich fasst Connell Männlichkeiten im ökonomischen Abseits und Männlichkeiten auf der Grundlage rassischer Zuschreibungen (vgl. Connell 2000, 102 f; Alphen 2005): „*Doing gender* und *doing ethnicity* sind gewissermaßen wechselseitig genutzte Ressourcen" (Meuser 2000, 64).

Zur Konkretisierung und Präzisierung eines hegemonialen männlichen Geschlechtshabitus bietet sich ein idealtypisierendes Verfahren (durchaus in Anlehnung an einen Soziologen der ersten Stunde, nämlich Max Weber) an. Das bedeutet, Übersteigerungen zu konstruieren, die Merkmale wie eine Instrumentalisierung von Körperlichkeit, Leistungsorientierung, raumgreifende Reviermarkierung und Imponierverhalten körperlich zum Ausdruck bringen. Dafür eignet sich die Praxis des Bodybuilding. Bodybuilder manipulieren ihre Körper mit dem Ziel der Zunahme und ästhetischen Stilisierung von Muskeln; dies bestätigte sich auch in einer Diskussion mit sechs Bodybuildern im Alter zwischen 22 und 56 Jahren (vgl. Degele 2004 und auch Klein 1993). Dabei orientieren sie sich an ästhetischen Standards, die gesellschaftliche Grenzen von Akzeptanz und Wertschätzung überschreiten: Massenmedien wie auch Menschen auf der Straße assoziieren Bodybuilder mit Doping, illegalen Muskelpräparaten und gesteigertem Herzinfarktrisiko, die Produkte ihres Handelns erscheinen vielen

zwar als übertrieben und nicht mehr schön – aber immerhin als männlich. So zielt die Körperarbeit in der Sicht der diskutierenden Bodybuildern auch auf einen straffen, athletischen Körper bzw. eine „dementsprechende Figur" (ein Bodybuilder); das tägliche Training wirke auf Kraft, Muskulatur und damit die Form des Körpers ein. Das Vorbild dafür ist Arnold Schwarzenegger, „weil er seine Lebensziele erreicht hat" (diese Äußerung eines Bodybuilders fiel vor Schwarzeneggers Wahl zum Gouverneur Kaliforniens). Der perfekte Körper ist das Ideal, und dabei gewinnt der Gesundheitsaspekt eine instrumentelle, man kann sagen, sozialdarwinistische Schlagseite: Gesunde seien weniger anfällig, belastbarer und leistungsfähiger (was übrigens auch nach Meinung der Gruppe die Bevorzugung von Männern gegenüber Frauen vor allem in beruflichen Zusammenhängen legitimiere); kurz: Sie verkörpern gesellschaftliche Leistungsstandards. Damit hätten sie – so die Meinung der Diskutanten – durch ihre Leistungsbereitschaft suggerierende Ausstrahlung bessere Karten bei Bewerbungsgesprächen und wüssten sich besser durchzusetzen. Hier tauchen einige Charakteristika hegemonialer Männlichkeitsinszenierungen auf:

- *Instrumentelle Körperarbeit:* Die Bodybuilder formen ihren Körper, um gesellschaftlichen Leistungsnormen der Durchsetzungsfähigkeit und Belastbarkeit zu genügen bzw. sie zu übertreffen: Sie nehmen im physikalischen Sinn mehr Raum ein als gewöhnliche Männer. Dies erreichen sie durch ein instrumentelles Verhältnis zu ihrem Körper.
- *Männlichkeit als Autonomie:* Die Träger gestählter und disziplinierter Körper sind autonom, unabhängig, bestehen im Konkurrenzkampf und erreichen die von ihnen gesetzten Ziele. Dahinter steckt der Mythos des einsamen sozialen Aufstiegs, der aus eigener Kraft vollzogen wird.
- *Schönheit als Frauensache:* Die Bodybuilder bestehen auf der Sichtbarkeit der Geschlechterdifferenz, womit sie Frauen nur einen abgegrenzten Raum zuweisen: Frauen dürfen zwar auch trainieren (was die Männer auch goutieren), dabei aber nicht ihre Weiblichkeit verlieren. Damit befinden sie sich in guter männlicher Gesellschaft, wenn es darum geht, Frauen aus als exklusiv männlich definierten Räumen fernzuhalten.

Vergleicht man diese Konstruktion beispielsweise mit denen von essgestörten Frauen[5], verlängern sie nicht nur Schönheitsideale, sondern auch Geschlechternormen in divergierende und dabei komplementäre Richtungen. Bodybuilder übersteigern männliche Schönheitsideale des muskulösen und wohl proportionierten Körpers, wie ihn Lifestyle-Magazine wie *Men's Health* und die Werbung propagieren. Sie sprengen ‚normale' Maße körperlicher Proportionen und nehmen männliches Verhalten als ausgreifende Aneignung von Raum ernst. Magersüchtige Frauen dagegen übersteigern gesellschaftlich verbreitete Schlankheitsideale, wie sie (anorektische) Fotomodelle wie beispielsweise Kate Moss verkörpern. Sie verzichten auf Fülle und Raum, sie bringen sich zum Verschwinden. Und beide Gruppen wählen einen Weg, der in seinen Anfängen ebenso gesellschaftlich legitimiert wie auch vergeschlechtlicht ist.[6]

Bodybuilder und magersüchtige Frauen sind extreme Pole eines Spektrums von Männlichkeits- und Weiblichkeitsinszenierungen.[7] Sie machen deutlich, dass auch noch Geschlechterklischees übersteigert werden können. Das ist heuristisch nutzbar. Zu einem tieferen Verständnis von Männlichkeit (und Weiblichkeit) trägt dies jenseits stereotyper Zuschreibungen indes nicht viel bei. Vielmehr käme es darauf an – und auch das erfordert ein genaues Hinschauen – genau zu beschreiben, was es für wen in welcher Situation bedeutet, den eigenen Körper aufzupumpen oder auch zum Verschwinden zu bringen. Dabei ist die Kategorie Geschlecht von grundlegender Bedeutung, aber je nach Kontext eben von sehr unterschiedlicher. Diese Ausprägungen, Funktionen und Bedeutungen unter Begriffe wie „männlich" und „weiblich" zu subsummieren, ist Reifizierung: In die Untersuchung wird hineingetragen, was man eigentlich erforschen möchte, nämlich die Bedeutung von Geschlecht im Alltag, in der Wissenschaft, bei der Arbeit und wo auch immer (Degele 2006a).

4 Relational statt isoliert

Was bei dem Punkt „Schönheit als Frauensache" bereits anklang, möchte ich nun ins Zentrum der Analyse stellen: Männlichkeiten für sich genommen gibt es nicht; sie ergeben nur in Relation zu Weiblichkeiten Sinn. Männer und Frauen müssen unterscheidbar bleiben, sonst ist das Geschlechterverhältnis nicht in eine hierarchische Form zu bringen. Weil die Aufrechterhaltung des Statusunterschieds an die Sichtbarkeit der Geschlechterdifferenz gebunden ist, müssen die Beteiligten wie auch Institutionen diese beständig re-inszenieren. So dürfen Frauen boxen, ihre Körper stählen, in den Krieg ziehen und Deutschland regieren, solange sie nicht ‚ihre Weiblichkeit' verlieren.[8] Das relationale und gleichzeitig auch hierarchische Moment spielt im subjektiven Alltag von Handelnden oftmals eine bewusste und auch reflektierte Rolle. Eine Diskutantin der beiden Gruppen magersüchtiger Frauen etwa konzediert mit neidisch-resigniertem Unterton, dass Männer es viel leichter hätten: „Frauen geben Männern generell mehr Chancen", Letztere könnten vergammelte Hosen tragen und seien dennoch „Topmodel" (magersüchtige Frau). Männer seien mit anderen Worten in der komfortablen Position, sich beim alltäglichen Schön-machen nachlässiger verhalten zu können, ihr Aufwand sei deutlich geringer als der von Frauen. So würden Männer und Frauen mit Bauchansatz im öffentlichen Leben unterschiedlich streng bewertet:

> Ich möchte irgendwie schön sein, ich möchte auch manchmal was Modisches anziehen und mich richten und irgendwie wirken; und auch gleichzeitig zu wissen, wer man ist und ich lieg jetzt so und so und auch ungeschminkt der, der ich bin – und so bin ich wertvoll. Und das ist für Frauen um einiges schwieriger – im Durchschnitt, generell – als für Männer. Und das finde ich wirklich gemein. Das ist wirklich fies. Ich rege mich da immer drüber auf. (Magersüchtige Frau)

Die Empörung darüber ist echt und paradox zugleich. Denn viele Frauen machen sich für eine abstrakte Vorstellung von Männern schön – die in ihrer Vorstellung eben einen bestimmten schlanken Frauentypus präferierten. Ob diese auch für Frauen bzw. speziell für sie selbst attraktiv sind, steht auf einem ganz anderen Blatt (Degele 2004).

Aus der Sicht einiger Männergruppen kann sich dieses Dilemma zwischen eigenen Schönheitsstandards und externen Erwartungen an ein „gepflegtes Äußeres" ganz anders darstellen. Dann geht es etwa um einen Kompromiss zwischen dem Anspruch auf Bequemlichkeit einerseits und dem Respekt der Partnerin gegenüber andererseits. Das ist ein zentrales Thema sowohl in einer Gruppe männlicher Tae Kwon Do-Trainierender wie auch den Mitgliedern eines exklusiven Herrenclubs: Wie signalisiert man der Partnerin gegenüber Respekt, ohne sich in seinem Anspruch auf Wohlfühlen im Schönheitshandeln verbiegen zu müssen? Wie kann man den Anspruch auf Bequemlichkeit und Authentizität ausdrücken und leben, ohne die Partnerin mit anderen Attraktivitätsstandards zu düpieren? Dahinter steht da ein grundsätzliches Problem langdauernder Beziehungen: Wie hält man sie lebendig? Wie verhindert man sich einschleichende Langeweile und den Verlust von Respekt? Stein des Anstoßes und Chiffre dafür sind die ausgeleierten Jogginghosen. Die Jogginghose wird auch zum Indikator für die Güte der Beziehung: „Muss eine Beziehung eine Jogginghose verkraften? Das ist die Frage!" Muss die Partnerin das Tragen der so bequemen Jogginghose zuhause ertragen (und daraus auf Gleichgültigkeit gegenüber der Beziehung schließen), oder kann sie ihren Anspruch auf einen ansehnlichen und attraktiven Partner als legitim durchsetzen?

> Also das mache ich zum Beispiel nicht. Dass ich mich da so gehen lasse nach dem Motto. Und das ist mir schon auch wichtig. Und ich weiß auch, dass es ihr wichtig ist. Das ist auch etwas, was mit Respekt und Anerkennung zu tun hat. Sonst kommt ja gleich das Gefühl von Gleichgültigkeit rüber, oder? Also man ist jetzt eh' zusammen, und dann isses eigentlich wurscht, es spielt keine Rolle. Also der Aspekt ist natürlich auch schon immer mit dabei. (Tae Kwon Do-Trainierender)

Entscheidend ist hier nicht, wann welche Männer in welchen Zusammenhängen Jogginghosen tragen und wann nicht. Wichtig ist vielmehr der Unterschied, den die Männer zwischen sich und den Frauen konstruieren. Auf der einen Seite sind da weibliche Erwartungen an Inszenierungen, die das Tragen der bequemen Jogginghose Zuhause verbieten. Auf der anderen Seite steht das Bedürfnis nach Bewegungsfreiheit, das Männer artikulieren. Entlang welcher Kriterien diese Differenzen auch konstruiert sein mögen und welche Inhalte sich hinter dieser Differenz verbergen, ist nebensächlich. Ob sie Frauen für äußerlichkeitsfixierter, schönheitsbewusster, oberflächlicher oder beziehungsorientierter halten, sie sind in jedem Fall anders. Es kommt auf die Möglichkeit und Notwendigkeit der Unterscheidung an, wie plausibel oder unsinnig sie auch immer sein mag. Es ist also der Blick auf und das Suchen nach Differenzen, das Geschlechter und damit

Männlichkeit schafft. Diese Praxis der Differenzierung re-inszeniert, produziert und verfestigt Geschlecht tagtäglich aufs Neue.

5 Schluss: Für ein genaues Hinschauen

Was daraus folgt: Im Alltagswissen ist Männlichkeit im Singular in vielen Konstellationen immer noch eine wichtige Orientierungsgröße geblieben. Das gilt, selbst wenn es dort schwer fällt, Männlichkeit inhaltlich zu qualifizieren (vgl. Meuser 1998). Denn Männlichkeiten sind historisch und kulturell variabel und geradezu beliebig zu deuten. Männlichkeit ist damit ein praktischer und mehrdeutiger, keineswegs jedoch ein theoretischer Begriff. Fernziel könnte und sollte dann eine Überwindung der Kategorie Männlichkeit (wie auch Weiblichkeit) sein. Das bedeutet, Mechanismen der Differenzsetzung zu unterlaufen, die mit der Zuschreibung männlich/weiblich operieren. In Bezug auf das Äußere lässt sich das illustrieren: Menschen, die nicht eindeutig als Männer identifizierbar sind, oder es sind, aber nicht so erscheinen wollen, stellen die Differenzierung in Frage. Aber auch der Habitus als Denk-, Wahrnehmungs- und Handlungsform lässt sich/wird unterlaufen, wenn etwa ein Mann auf die Abgrenzung von Weiblichkeit verzichtet. Das heißt nun nicht, sich einem wie auch immer gearteten Konzept von Weiblichkeiten zuzuordnen oder diesem zugerechnet werden zu wollen. So unterlaufen auch als Frauen bezeichnete Menschen Weiblichkeiten, wenn sie mit den stereotypen Erwartungen brechen – deshalb müssen sie aber noch nicht Männer sein (wollen). Dies lässt sich als paradoxer Versuch deuten, Geschlecht irrelevant zu machen, indem es als Thema wahrgenommen wird. Beispielsweise könnte man vor diesem Hintergrund eine Geburt als geradezu nicht-weibliche Verhaltensweise interpretieren. Denn sie ist maßgeblich durch das Aushalten von Schmerz gekennzeichnet – einem klassischen Definitionskriterium von Männlichkeit (vgl. Degele 2006b). Macht die Geburt Mütter damit männlich? Wer am Begriff Männlichkeit festhalten will, muss diese Frage bejahen. Das muss nicht falsch sein, aber was bezeichnet dann noch Männlichkeit, das sich nicht genauer und klarer beschreiben ließe? Dieses Gedankenexperiment demonstriert, wie begrenzt das binäre Konzept von „männlich ist nicht weiblich“ ist. Das wiederum zeigt, dass Männlichkeit als theoretisches Konzept auf Gedeih und Verderb am Modell der Zweigeschlechtlichkeit hängt und deshalb für eine theoretische, nicht-reifizierende Geschlechterperspektive unbrauchbar ist.

Es spricht also einiges dafür, Männlichkeit als forschungsleitenden theoretischen Begriff zu verabschieden – auch wenn und gerade weil er sozial höchst wirksame Klischees benennt. Er erweist sich als untauglich, um die Bedeutung von Kraft, Ausdauer, Mut, Sportivität oder natürliche Schönheit für Identitätskonstruktionen auch nur annähernd zu erfassen. Männlichkeit ist ein deskriptiver Begriff des Alltagswissens, der die Last binärer Differenzierung und Hierarchisierung im Schlepptau führt. Er eignet sich, Klischees zu reproduzieren und nicht sorgfältig hinzusehen. Zur Präzisierung dessen, was mit Männlichkeit gemeint sein könnte, ist es dagegen notwendig, genau hinzuschauen. Das heißt,

die Bedeutung von Geschlecht in spezifischen Gegenstandsfeldern (wie etwa Sport oder Sich-schön-machen) zu konkretisieren. Dazu wiederum muss man schon genau sagen und begrifflich präzisieren, was gemeint ist, statt Phänomene und Konstellationen hilflos mit dem nichtssagenden Etikett von Männlichkeit zu versehen. Männlichkeit als forschungsleitende Perspektive blockiert mehr, als sie ermöglicht. Statt also Stereotype zu wiederholen, sollten wir – das ist mein Plädoyer – auf binäre Begriffsraster verzichten und die Empirie selbst befragen.

Anmerkungen

1 Judith Butler (1993) hatte in ihrem Aufsatz „Für ein sorgfältiges Lesen" für theoretische Differenzierungen geworben, die im Streit zwischen feministischen und postmodernen Strömungen (Letzteren rechnete sie sich nie zu) nur allzu leicht untergingen. Im Anschluss an diese Mahnung geht es mir hier sehr viel mehr um den Zusammenhang von Theorie und Empirie. Diesen gilt es nicht nur zu „lesen", sondern anzuschauen. Das betrifft erstens die Frage, ob die gewählten Begriffe das beschreiben, was sie beschreiben sollen und zweitens, wie untersuchten empirischen Phänomenen begrifflich am sinnvollsten beizukommen ist. Als Versuch zu einem gequeerten Verständnis von Männlichkeiten vgl. Degele 2007.

2 Dieses Zitate stammt aus einer Gruppendiskussionen mit sechs sich als Transgender bezeichnenden Personen zwischen 32 und 40 Jahren zum Thema Sich-schön-machen (vgl. Degele 2004).

3 Die LeserInnen sollten hier durchaus zusammenzucken. Denn die traditionell- bürgerliche Geschlechterdichotomie ordnet Weiblichkeit der Natur, Männlichkeit dagegen der Kultur zu. Neben der Werbung gibt es aber auch andere Beispiele, wo diese traditionelle Zuordnung nicht funktioniert, wie etwa der Pornografie oder der Kopftuchdebatte. Bei beiden Phänomenen werden Männer als naturhafte Triebwesen konstruiert, die vor weiblichen Reizen und Verführungen geschützt werden müssen – oder auch nicht.

4 Interessant wären an dieser Stelle Überlegungen zu hegemonialer Weiblichkeit. Denkt Connell diese mit? Ich vermute nicht. Denn erstens müsste Connell konkretisieren, was mit Weiblichkeit(en) gemeint sein könnte – auch bei einem genauen Hinschauen käme eine endlose Liste zustande. Zweitens ist hegemoniale Weiblichkeit ein Widerspruch in sich. Denn Weiblichkeit wird, auch wenn sie grundsätzlich als hegemonial denkbar wäre, immer erst einmal am männlichen ‚Original' gemessen („kann sie es auch so gut?"). Um hegemonial zu sein, müsste Weiblichkeit nicht nur anderen Weiblichkeiten, sondern auch hegemonialer Männlichkeit ihre Definition aufzwingen können – womit hegemoniale Männlichkeit nicht mehr hegemonial wäre. Weiblichkeit steht mit anderen Worten nicht in einem hegemonialen Verhältnis zu Männlichkeit, weil sie im Gegensatz zu hegemonialer Männlichkeit über keine gesellschaftliche Durchsetzungsmacht verfügt, die diese dominieren könnte.

5 In dem Sample zum Thema Sich-schönmachen waren auch zwei Gruppen essgestörter Frauen (v.a. Anorexie und Bulimie) vertreten.

6 Eine andere Form der Übersteigerung von Geschlechterbildern bietet das aus dem britischen Kontext stammende Phänomen des *binge drinking* als exzessiver Alkoholgenuss, um betrunken zu sein (Haag 2007). Sich betrinkende Frauen verlieren in der Wahrnehmung der Beteiligten dabei an Weiblichkeit, während Männer geschlechterkonform Erwartungen an Männlichkeit unterstreichen.

7 Auf diese Konstruktionen eher bestätigende als verstörende Praxen und Inszenierungen magersüchtiger Männer und von Bodybuilderinnen gehe ich aus Platzgründen nicht ein.

8 Für die Inszenierung und Verstärkung von Geschlechterdifferenzen gibt es zahlreiche Belege aus der Berufsforschung: Krankenpfleger oder Flugbegleiter etwa betonen die Differenz zu Frauen in ihrem beruflichen Handeln sehr viel mehr als es Krankenschwestern oder Stewardessen im Vergleich zu männlichen Kollegen tun (Heintz u.a. 1997; Hochschild 1983). Ein wei-

teres Beispiel liefert die historische Geschlechterforschung, wenn sie die Bedeutung des ‚Geschlechtswechsels von Berufen' rekonstruiert: Beispielsweise war der Sekretariatsberuf vor einem Jahrhundert gesellschaftlich hoch angesehen, gut bezahlt und mit viel Prestige bedacht – denn (!) es waren vor allem Männer, die ihn ausübten (Willms-Herget 1985).

Literatur

Alphen, Ernst van (2005) „Migrant/ Migrierende Männlichkeit“ Neuer Berliner Kunstverein. Hg. *Masculinities*. Ausstellungskatalog. Berlin, S.66-91.

Böhnisch, Lothar/ Reinhard Winter (1993) *Männliche Sozialisation, Bewältigungsprobleme männlicher Geschlechtsidentität im Lebenslauf*. Weinheim: Juventa-Verlag.

Borstnar, Nils (2002) *Männlichkeit und Werbung. Inszenierung, Typologie, Bedeutung*. Kiel: Ludwig.

Bourdieu, Pierre (1976) *Entwurf einer Theorie der Praxis*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Bourdieu, Pierre (1997) „Die männliche Herrschaft.“ Irene Dölling/Beate Krais. Hg. *Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 153-217.

Bourdieu, Pierre (2005) *Die männliche Herrschaft*. Frankfurt/M.

Brandes, Holger (2002) *Der männliche Habitus. Band 2: Männerforschung und Männerpolitik*. Opladen: Leske + Budrich.

Butler, Judith (1993) „Für ein sorgfältiges Lesen.“ Seyla Benhabib/ Judith Butler/ Drucilla Cornell/ Nancy Fraser. *Der Streit um die Differenz. Feminismus und Postmoderne in der Gegenwart*. Frankfurt/M.: Fischer, 122-131.

Carrigan, Tim/ Robert W. Connell/ John Lee (1996) „Ansätze zu einer neuen Soziologie der Männlichkeit.“ BauSteineMänner. Hg. *Kritische Männerforschung. Neue Ansätze in der Geschlechtertheorie*. Hamburg/ Berlin: Argument, 38-75.

Connell, Robert W. (1995) „Neue Richtungen für Geschlechtertheorie, Männlichkeitsforschung und Geschlechterpolitik.“ L. Christof Armbruster/ Ursula Müller/ Marlene Stein-Hilbers. Hg. *Neue Horizonte? Sozialwissenschaftliche Forschung über Geschlechter und Geschlechterverhältnisse*. Opladen: Lesk + Budrich, 61-84.

Connell, Robert W. (2000) *Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten*. 2. Aufl. Opladen: Leske + Budrich.

Degele, Nina (2004) *Sich schön machen. Zur Soziologie von Geschlecht und Schönheitshandeln*. Wiesbaden: VS-Verlag.

Degele, Nina (2006a) „Queer forschen. Ein Beitrag zum Problem der Reifizierung in den Gender und Queer Studies.“ Petra Gieß-Stüber/ Gabriele Sobiech. Hg. *Gleichheit und Differenz in Bewegung Entwicklungen und Perspektiven der Geschlechterforschung in der Sportwissenschaft*. Hamburg: Czwalina Verlag, 17-26.

Degele, Nina (2006b) „Sportives Schmerznormalisieren. Zur Begegnung von Körper- und Sportsoziologie.“ Robert Gugutzer. Hg. *body turn. Perspektiven der Soziologie des Körpers und des Sports*. Bielefeld: transcript, 141-161.

Degele, Nina (2007) „Männlichkeit queeren.“ Robin Bauer/ Josch Hoenes/ Volker Woltersdorff. Hg. *Männlichkeiten*. Hamburg: MännerschwarmSkript, 29-42.

Duden Etymologie. Das Herkunftswörterbuch der deutschen Sprache (1989) Bd. 7. Hg. Günther Drodowski/ Wolfgang Eckey/ Dieter Mang/ Charlotte Schrupp. Mannheim u.a.: Dudenverlag.

Gilmore, David D. (1991) *Mythos Mann. Rollen, Rituale, Leitbilder*. München/ Zürich: Artemis & Winkler.

Haag, Annette Maren (2007) *Binge Drinking als soziale Inszenierung. Geschlechterkonstruktionen im Wandel?* Freiburg: fwpf-Verlag.

Heintz, Bettina/ Eva Nadai/ Regula Fischer/ Hannes Ummel (1997) *Ungleich unter Gleichen. Studien zur geschlechtsspezifischen Segregation des Arbeitsmarktes*. Frankfurt/M.: Campus.

Hochschild, Arlie Russell (1983) *The managed heart: commercialization of human feeling*. Berkeley: University of California Press.

Kaschuba, Wolfgang (1989) „Sportivität: Die Karriere eines neuen Leitwertes. Anmerkungen zur ‚Versportlichung' unserer Alltagskultur." *Sportwissenschaft* 19: 154-171

Klein, Alan M. (1993) *Little Big Men: Bodybuilding Subculture and Gender Construction*. Albany: State University of New York Press.

Kroll, Renate (2002) *Metzler Lexikon Gender Studies Geschlechterforschung*. Stuttgart/Weimar: Metzler.

Meuser, Michael (1998) *Geschlecht und Männlichkeit. Soziologische Theorie und kulturelle Deutungsmuster*. Opladen: Leske+Budrich.

Meuser, Michael (2000) „Perspektiven einer Soziologie der Männlichkeit." Hg. Doris Janshen. *Blickwechsel Der neue Dialog zwischen Frauen- und Männerforschung*. Frankfurt/M.: Campus, 47-78.

Meuser, Michael (2004) „Junge Männer: Aneignung und Reproduktion von Männlichkeit." Hg. Ruth Becker/ Beate Kortendiek. *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie*. Wiesbaden: VS-Verlag, 112-119, 370-377.

Rüter, Christian (1996) „Der konstruierte Leib und die Leibhaftigkeit der Körper. Die Relevanz des Körpers für eine Männer-Erforschung". Hg. BauSteineMänner. *Kritische Männerforschung. Neue Ansätze in der Geschlechtertheorie*. Hamburg/ Berlin: Argument, 76-107.

Toerien, Merran/ Kevin Durrheim (2001) „Power through knowledge: Ignorance and the ‚Real Man'." *Feminism & Psychology* 11/1, 35-54.

Villa, Paula-Irene (2006) „Grübeln über einen diffusen Begriff – Zum Stand der Männerforschung." *Soziologische Revue* 29: 166-176.

Walter, Willi (2000) „Gender, Geschlecht und Männerforschung". Hg. Christina von Braun/ Inge Stephan. *Gender Studies. Eine Einführung*. Stuttgart/ Weimar: Metzler, 97-115.

Weber, Max (1993): „Die ‚Objektivität' sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis (1904)." *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre*. Hg. Johannes Winckelmann. Tübingen: Mohr, 146-214.

Wedgwood, Nikki/ Robert W. Connell (2004) „Männlichkeitsforschung: Männer und Männlichkeiten im internationalen Forschungskontext." Hg. Ruth Becker/ Beate Kortendiek. *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie*. Wiesbaden: VS-Verlag, 112-119.

Wetterer, Angelika (2003) „Rhetorische Modernisierung: Das Verschwinden der Ungleichheit aus dem zeitgenössischen Differenzwissen." Hg. Gudrun-Axeli Knapp/ Angelika Wetterer. *Achsen der Differenz. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik II*. Münster: Westfälisches Dampfboot, 286-319.

Willms-Herget, Angelika (1985) *Frauenarbeit. Zur Integration der Frauen in den Arbeitsmarkt*. Frankfurt/M.: Campus.